

Carlo Schmid
Besuch der Universitäten in Warschau und Krakau.
Tagebuch einer Polenreise im Jahre 1958¹

8. März 1958: Abreise von Bielefeld. Das Land ist verschneit. Selbst die Landschaft scheint jenseits des Schlagbaums dürftig. Der Vopo, der ihn bedient, sieht schlammig aus. Er ist ein bißchen nassforsch, aber ganz offensichtlich aus Unsicherheit. Alle Uniformierten sehen ein wenig verlegen aus, als ob sie zweifelten, wirklich an diese Stelle zu gehören.

Man passiert drei Kontrollen. Bei jeder zeigt sich die bürokratische Angst der Kontrolleure, etwas falsch zu machen. Ihr Verhalten duldet keinen Vergleich zu der Sicherheit der westlichen Grenzbeamten. Sachsen scheint die Streitmacht an der Demarkationslinie zu stellen.

An der Sperre stehen viele Wagen. Man übt sich in Geduld; sie kann hier zur Routine werden.

Die Autobahn ist ganz leer. Man begegnet kaum einem Wagen. Die Landschaft liegt wie unter einem Leichentuch. Ich wehre mich dagegen, mich durch das Nebelgrau in eine ausgesprochene Antistimmung versetzen zu lassen, aber unversehens ertappe ich mich dabei, daß ich die Krähen auf den weißen Feldern als „typisch“ für die DDR empfinde. Wir sind schrecklich befangen.

Man sieht wenig Dörfer. Die Magdeburger Börde ist nach wie vor fettes Land; aber dann kommt Sand, Sand, Sand, Kiefern, Kiefern, Kiefern.

Die Schlagbäume vor Berlin werden leicht passiert. Der Westberliner Schlagbaum öffnet sich ohne Schwierigkeiten.

9. März 1958: Der Himmel ist verhangen. Das Wetter ist dunstig. Die Luft ist trocken und es ist kalt.

Die Vopos am Schlagbaum taten betont schneidig und versuchten es mit ein wenig herrenvölkischem Auftreten. Sie klappten jedoch wie ein Taschenmesser zusammen, als sie das sowjetzonale Durchreisevisum sahen. Es wirkte offenbar wie der Firman des Sultans bei Karl May. Im Grunde waren es nette Jungens. Diesmal keine Sachsen, sondern Berliner.

¹ Das Tagebuch der Polenreise von Carlo Schmid wird hier im vollen Umfang veröffentlicht. Das Typoskript befindet sich im Archiv der sozialen Demokratie (AdsD), Bonn (Nachlaß Carlo Schmid). Seine Reiseeindrücke hatte er auch in mehreren Zeitungen veröffentlicht, („Carlo Schmid Bibliographie“, für das AdsD von Hans Georg Lehmann bearbeitet, Bonn 1977, S. 53.) Die Reise hatte er auf Einladung der Warschauer Universität angetreten, wo er die schon Jahre zuvor in Tübingen gehaltenen Vorlesungen über „Die Freiheitsidee Machiavellis“ und „Die Idee der Freiheit in der abendländischen Geschichte“ wiederholte. In Krakau sprach er über die Verfassung der Bundesrepublik Deutschland. Zur Zeit dieser Reise war Carlo Schmid Vizepräsident des Deutschen Bundestages, stellvertretender Vorsitzende der sozialdemokratischen Fraktion im Bundestag und Mitglied des Vorstandes der SPD. (Das Tagebuch wird mit freundlicher Druckerlaubnis des Nachlaßverwalters Gerhard Jahn und des AdsD veröffentlicht.)

An der Abzweigung nach Frankfurt/Oder kontrolliert uns ein Gendarmerieposten. Der Mercedes scheint ihnen verdächtig. Vor allen Dingen genießen die beiden Kriegsmänner ganz ihre Macht. Sie wollen offenbar zeigen, wer hier der Herr ist. Ganz langsam ziehen sie ihre Handschuhe aus. Mit gerunzelter Stirn und stieren Augen starren sie in unsere Pässe, offenbar liegt ihnen sehr viel daran, uns zu zeigen, daß ihnen unser Westlertum nicht imponiert und daß sie Zeit haben. So habe ich selten Leute genießen sehen, was sie für ihre Macht halten.

Wie flach ist das Land! Nichts unterbricht die Ebene außer Birken und Kiefern. Alles ist Sand.

Es begegnen uns noch weniger Fahrzeuge als bei der Anfahrt nach Berlin. Gegen 11.00 Uhr sind wir in Frankfurt/Oder. Die Stadt macht einen trostlosen Eindruck. Ganze Straßenquadrate liegen noch zerstört. Einiger Wiederaufbau ist zu sehen. Viele Fensterreihen sind noch mit Brettern vernagelt, oder mit Ziegeln ausgefüllt.

Offenbar ist gerade die Kirche aus. Die Kirchgänger hasten nach Hause. Meist sind es alte Leute. Man sieht viel Vopos herumlungern und noch mehr russische Soldaten. Die Vopos sehen „russischer“ aus als die Russen selber.

Wir werden mächtig angestaunt.

Wir halten am Schlagbaum an der Oder-Brücke. Der Vopo hat eine Maschinenpistole umhängen und sieht bedrohlich aus, doch ist er ein gemütlicher Junge, wieweil uns gegenüber schrecklich unsicher und ein wenig verstört. Allmählich kommen wir ins Gespräch. Er macht kleine Witzchen, rührend ländlich und rekrutenhaft.

Täglich sollen nicht mehr als ein bis zwei Wagen über die Brücke fahren. (Mit Ausnahme der Tage, in denen in Posen Messe ist, dann passieren bis zu hundert Wagen die Brücke.) Zwischen beiden Ufern besteht nicht der geringste Verkehr mehr. Mit den polnischen Kontrollen auf der anderen Seite hat man keinen Kontakt.

Am Schlagbaum des Ostufers steht ein polnischer Soldat mit aufgepflanztem Seitengewehr. Es ist ein junger Bursche, der genau so aussieht, wie die jungen Burschen westlich der Oder.

Der Stadtteil über der Brücke ist noch trostloser als der, den wir verließen. Leere Fensterhöhlen, Türen mit Brettern vernagelt, abbröckelndes Mauerwerk, alles sieht aus, als nagten Ratten daran. Alles ist schmutzig, als ob man nicht die Absicht habe, sich einzurichten. Man sieht kaum einen Zivilisten, dafür um so mehr Uniformierte. Die paar Straßen sehen aus wie eine Trümmerstadt im Kriegsgebiet. Der Schutt quillt aus den Türen auf die Straße. Sogar die Bäume sehen aus, als seien vor einigen Wochen noch Bomben gefallen. Die deutschen Anschriften über den Türen der einstigen Geschäftshäuser sind ausgekratzt . . .

Einige Fahrräder stehen herum: rostiger Schrott.

Immerhin: vor der Polizeistation schlüpfen einige Tulpenblätter aus der Erde des Vorgartens.

Küstrin: die Festung ist ein Trümmerhaufen — ein düsteres Bild des Zerfalls des Preußischen in diesem Land!

Ringsum ist alles überschwemmt. Man hat das Gefühl über einen Deich quer

durch ein Meer zu fahren. Baumkronen ragen aus dem Wasser, vielmehr aus dem Eise. An einigen Stellen sieht man Enten. Auf dem Ortsschild steht Stońsk. Wie mag dies einst geheißen haben?² Man sieht gelegentlich Staatsgüter: riesige Scheunen, langgezogene Ställe und davor aufgereiht wie Baukastenhäuschen die Siedlung der Landarbeiter. Die Häuschen sind sehr klein, jedes hat dahinter einen Kleintierstall.

Bis Posen begegneten uns insgesamt acht PKW und vier LKW. Überall scheint Kirchgang zu sein. Die Menschen sind sehr ordentlich angezogen, eben so wie in einem weit von der Großstadt abgelegenen deutschen Dorf.

Posen: Man sieht hier alle Greuel Wilhelminischer Architektur. Das Straßenbild ist lebhaft. Die Leute sind recht gut gekleidet und sehen außerordentlich bürgerlich aus. Man begegnet uns sehr höflich.

Es ist Mittag vorbei, aber noch sind die Kirchen voll. Die Leute stehen bis auf die Straße heraus.

Es gibt offenbar eine spezifisch polnische Art, seine Mütze auf dem Kopf zu balancieren. Sie ist nicht über den Kopf gezogen, sondern sie liegt auf ihm. Sogar die Baskenmützen werden so behandelt.

Wir haben in einem Orbis-Restaurant gegessen. Das Publikum war sehr ordentlich. Wiederum fiel uns auf, wie bürgerlich es aussieht. Es war ganz und gar nichts Proletarisches an ihnen zu sehen.

Einige junge Mädchen sitzen an den Nebentischen, offenbar Studentinnen. Ihre Kleidchen sind sehr billig, aber sie sind entzückend aufgemacht und sehen sehr reizvoll aus, mit einem Hauch von Canaillerie (un peu rosse . . .). In der ganzen DDR wie in Moskau ist uns nicht ein einziges Exemplar dieses Elegant-sein-Wollens begegnet.

Zwischen Posen und Warschau ist das Land dichter besiedelt. Man sieht nirgends ein Zeichen, das Kolchosen vorhanden sind. Wiederum sieht man in den Dörfern die Straßen voller Kirchgänger. Es sind so viele junge wie alte Männer darunter.

Man merkt den Übergang nach Kongreß-Polen an den Strohdächern und dem immer mehr hüttenartigen Charakter der Bauernhäuser.

15.40 Uhr fing es an zu schneien. Etwa 100 Kilometer vor Warschau wurde die Straße glatt. Haufen festgefrorenen Schnees behindern durch ihre Furchen die Fahrt.

Man sieht mehr PKW als bisher, aber längst nicht in einer Dichte wie man es von Ausfallstraßen einer sehr großen Stadt erwarten könnte. Wir begegnen den ersten Autobussen, den ersten Straßenbahnen: riesige Blöcke kasernenartigen Charakters. Die Straßen sind überaus breit. Rechts von uns steigt riesig der Turmbau des von den Russen geschenkten Kulturpalastes hoch. Seine ausgefranzte Dachpyramide ist mit roten Lampen gesäumt. Nach langem Suchen finden wir das Bristol. Ich werde empfangen vom Rektor der Universität, einem Mathematiker, und einem Professor des Strafrechtsseminars. Beide sind Kommunisten und legen Wert darauf, es uns wissen zu lassen. Aber sie sind sehr stolz auf „ihren Oktober“.

² Stońsk ist seit 1945 der polnische Name für die Stadt Sonnenberg in Ost-Brandenburg.

Sie sind sehr stolz darauf, daß Polen und seine Hauptstadt eine noch lebendige Tradition haben.

Es scheint mir sehr entscheidend, daß beide gleich zu Anfang betonen, das Bündnis mit der Sowjetunion sei unauflöslich. Ich hatte gelegentlich den Eindruck, daß sie damit zum Ausdruck bringen wollten, daß dies das einzige in ihren Beziehungen zur Sowjetunion sei, das unantastbar ist.

Wir haben zusammen gegessen. Die Gastfreundschaft war sehr herzlich. Beide legten Wert darauf, immer wieder zu betonen, wie stark von jeher die Beziehungen des intellektuellen Polens zur deutschen Kultur gewesen seien. „Die Hälfte unserer Professoren sind ja doch von deutschen und österreichischen Universitäten gekommen . . .“ Beide möchten sehr gerne nach Deutschland eingeladen werden.

Anschließend habe ich mit deutschen Journalisten zusammengessen. Es sind intelligente, wohlmeinende und einsichtige Leute. Sie sind insgesamt der Auffassung, daß man den polnischen Dingen längst nicht die Aufmerksamkeit schenke, die sie verdienen. Sie stimmen alle überein, daß seit dem Oktober 1956 sehr viel anders geworden sei.

10. März 1958: Alles ist ein bißchen überdimensional in diesem Hotel Bristol. Überdimensional und manchmal dann doch fragmentarisch. Man hat offenbar den Wunsch, zu zeigen, daß man es mit dem Ritz aufnehmen könnte . . . aber man kann es nicht.

Ich bin mit Sawicki zur Universität gefahren, um dem Rektor die Aufwartung zu machen. Die Universität ist eine schöne Anlage: eine Reihe alter Adelspaläste, die um einen großen Hof gruppiert sind. Das Haus des Rektors ist ein schöner klassizistischer Bau, in dem einst eine Kadetten-Anstalt war. Alle diese Palazzi sind von Deutschen zerstört worden. Man hat sie alle wieder originalgetreu aufgebaut — eine beachtliche Leistung!

Besonders schön ist der „Goldene Saal“ im Rektoratsgebäude: sehr leichtes Rokoko-Filigran, das ebenmäßig in Klassizismus übergeht. Dieser scheint die große Epoche der polnischen Architektur gewesen zu sein: eine Baukunst für Magnaten, die die obligate tournée des grands ducs hinter sich gebracht hat.

Es kam der Dekan der juristischen Fakultät hinzu, ein Finanzwissenschaftler, der einmal Finanzminister gewesen ist. Wir besprachen Hochschulfragen. Er hat offenbar die Absicht, die Universität etwa nach dem klassischen deutschen Modell zu organisieren. Sie soll volle Autonomie bekommen. Sie haben jetzt schon das Recht, auf Lehrstühle zu berufen. Der Staat scheint viel Geld zu geben. Nach russischem Vorbild hat man die Medizin aus dem Universitätsverband ausgeklammert und sie in einer Akademie zusammengefaßt. Dasselbe hat man mit der Theologie getan. Dafür hat man Biologie, Geometrie, Geschichte usw. zu eigenen Fakultäten erhoben.

In der Bibliothek saßen sehr fleißige junge Leute, die nicht sehr lustig aussahen. Ich habe den Eindruck, daß sehr ernst und ein wenig examensängstlich gearbeitet wird. In einer Art von Kupferstich-Kabinett hat man mir alte Stiche aus Sammlungen polnischer Magnaten gezeigt. Schöne Stücke! Leider haben die Nazis sehr viel weggeholt. Eine Schande mehr!

Die Bibliothekarinnen waren wie aus dem Märchenbuch: alte Fräuleins mit grauen Haaren und alles andere als elegant. Aber sie leben offenbar ganz für ihren Beruf und scheinen bereit zu sein, für die Rettung eines Bandes ihr Leben zu wagen . . .

Wir müssen Filzpantoffeln überziehen, um das Parkett zu schonen. Wehe, wenn man mit dem Daumen über den Blattrand griff. Sanft, aber bestimmt wurde die Hand weggezogen. Besonders interessant waren die Aquarelle der Pavillons und malerischen Gärten aus der Gründungszeit. Warschau war als eine Art von Versailles entstanden, um das sich später die Ringe einer Stadt gelegt haben.

Anschließend gingen wir durch das alte Warschau. „Alt“ bedeutet hier Barock oder Rokoko und Klassizismus. Der Altmarkt ist ein Juwel. Lauter Bürgerhäuser, die in einem mächtigen Geviert ebenmäßig und ohne Zwischenräume beieinanderstehen. Jede Fassade ist von der anderen verschieden, aber das Ganze ist auf reizvolle Weise einheitlich. Es ist erstaunlich, wie dieser Wiederaufbau gelungen ist. Man sagt: „Wir wollten uns und den Russen zeigen, daß wir eine Tradition zu verteidigen haben und nicht vom Ruhm anderer zu leben brauchen . . .“ Was mir besonders auffällt, ist der Sinn für Proportionen. Alles scheint aus einem Guß und doch ist kein einziges dieser Gebäude mit anderen gleich. Die weiße Farbe herrscht vor. Manche Fassaden hat man auf „moderne“ Weise zu bemalen versucht, nicht immer mit Glück.

Auch die Kirchen werden auf Staatskosten wieder aufgebaut und es gibt davon sehr viele!

Wir waren in einem Kloster. Der Pater, der uns führte, war jung und freundlich. Ich staunte wieder einmal über wieviel Anmut diese Polen verfügen: es ist in ihren Bewegungen etwas von großer Zärtlichkeit und anschnügelnder Zurückhaltung, das mich bezaubert. Ich denke manchmal an den Tadju im „Tod von Venedig“.

Wir waren im Ghetto. Ein fürchterlicher Anblick. Eine kahle Stätte des Grauens mit 10.000den von Toten unter dem glattgestampften Trümmerschutt. Das Denkmal der Opfer ist sehr schön. Welche Schande für uns!

Die neuen Viertel gefallen mir nicht sehr. Sicher ist die Leistung, die hier im Aufbau vollbracht wurde, erstaunlich, aber die Häuserblöcke stehen zu eng; in einigen Jahren wird man sie nicht mehr sehen können. Besonders schlecht sind die Bauten der stalinistischen Epoche. Das ist Moskaus Kolossalismus in der Potenz: Kariatide Figuren auf dem Dachgesims, bronzene Lorbeerkränze zwischen den Fenstern usw. Dafür ist umso angenehmer das Viertel am Belvedere. Aber der Protzenbau der russischen Botschaft ist schrecklich.

Zum Mittagessen waren außer meinen Gastgebern noch da: Professor Lachs, der Jurist des Auswärtigen Amtes und Professor Bobrowski, stellvertretender Leiter des Wirtschaftsrates. Er scheint ein ausgezeichnete Theoretiker zu sein, aber offenbar ist er reichlich theoretisch. Er soll einst ein ausgezeichnete liberaler Volkswirtschaftler gewesen sein. Heute vertritt er mit Entschlossenheit die Nationalisierung des Wirtschaftslebens. Er glaubt, daß die Nationalisierung auch ohne Dirigismus funktionieren kann.

Etwa 20 Prozent der Verkaufsläden gehören Privaten; 80 Prozent sind staatlich und bewältigen 90 Prozent des Umsatzes. Es gibt nur sehr wenige Privatunternehmen. Sie sind vor allem in der Baustoff-, Ziegel- und Zement-Industrie. Es soll sie

aber nur noch so lange geben, bis genügend öffentliches Kapital in der Baustoff-Industrie sein wird: dann würden die mit primitiven Mitteln arbeitenden Privatunternehmer der staatlichen Konkurrenz nicht mehr gewachsen sein. Das Steuersystem ist sehr kompliziert. Die direkten Steuern sind relativ niedrig; von 15.000 Zloty ab wird ein Zuschlag von 40 Prozent erhoben. Das gleiche gilt bei Doppelverdienern. (Die meisten Professoren beziehen mehrere Gehälter, einen für ihre Professur, den anderen für ihre Mitgliedschaft bei irgendeiner Akademie. Außerdem erhalten sie Honorare von den Staatsverlagen.)

Professor Lachs ist ein sehr interessanter Mann. Er war Professor in England und gibt sich ganz und gar englisch. Er nennt sich einen Kommunisten.

Nachmittags war ich bei dem Marschall des Sejm, einem Mitglied der Bauernpartei, einst Volksschullehrer. Das Gespräch war freundlich, aber ohne weitere tiefere Bedeutung.

Abends hatte ich ein langes Gespräch mit dem polnischen Journalisten Stroynowski („Swiat Polska“). Wir sprachen über den Rapacki-Plan. Stroynowski war in Rom und hat dort mit dem Jesuitenpater Laiber gesprochen (Sekretär des Papstes). Dieser habe ihm gesagt: die Teilung Deutschlands sei doch nicht weiter schlimm. Es habe schon immer eine Vielzahl deutscher Staaten gegeben. Warum sollte es jetzt nicht drei deutsche Staaten geben. (Bundesrepublik, DDR, Österreich). Das paßt einigermaßen zu dem Bericht des französischen Botschafters beim Vatikan an Robert Schuman, der in meinem Besitz ist.

Beim Abendessen saßen wir mit Turski, Lachs, Sawicki und dem Leiter der Wirtschaftskommission und Mitglied des Staatsrates, Professor Lange, zusammen. Der Staatsrat ist eine Art von kollektivem Staatspräsidenten (sechs Mitglieder), darunter Gomułka, Lange usw. Lange ist ein alter Sozialdemokrat, der sich jetzt einen Kommunisten nennt und überzeugter Marxist ist. Freilich lehnt er alles Eschatologische ab. Nicht der Marxismus sei in der Krise, sondern seine Interpretation. Lange ist ohne jede Frage ein kluger Mann und recht sanft — aber ein unerträglicher Fortschrittsgläubiger. Er stammt aus einer protestantischen Familie aus der Gegend von Lodz. Interessant war, was er mir vom polnischen Patriotismus sagte: alle Polen, ohne Unterschied der Religion, der Parteizugehörigkeit und der Ideologie fühlten sich in erster Linie für das Schicksal der Nation verantwortlich. Darum könne ein Kardinal die Gläubigen auffordern, für den Kommunisten Gomułka zu stimmen, wenn er diesen Mann für die zur Zeit beste Regierung Polens hält. Außerdem: der Vatikan könne weltpolitisch über die Westprovinzen denken wie er wolle, sie z. B. an Deutschland geben — es werde ihm gehen wie einem Armeeführer, der meine, einige Regimenter opfern zu müssen: die Regimentskommandeure (die Bischöfe also) würden sich dagegen wehren, geopfert zu werden. . . Darum werde der polnische Klerus auch gegen vatikanische Befehle in den sogenannten Westprovinzen durchhalten. Diese Gebiete (einschließlich Stettins) gelten übrigens als befreite Gebiete.

Es ist interessant zu wissen, daß ein Mann wie Lange z. B. das Lehrbuch der Dogmatik von Karl Barth gelesen hat. Er glaubt, daß nach dem Tode Nehrus, dessen Nachfolger die Kommunistische Partei Indiens sein wird. Diese Partei habe sich in den letzten Jahren enorm verbessert und ihr Sektierertum abgestreift.

In all diesen Gesprächen kam zum Ausdruck, daß man die DDR-Regierung im

Grunde verachtet; man sieht in ihr keinerlei Willen zur Selbstachtung, sondern Servilität.

Dienstag, den 11. März 1958: Es kamen vier Studenten des ASTA Heidelberg auf mein Zimmer. Sie machen auf Einladung polnischer Studenten eine Reise durch das Land. Es sind nette junge Leute, aufgeschlossen und gutwillig, intelligent, aber etwas leibarm.

Ihr Eindruck ist: die polnischen Studenten zeigen großes Interesse am Geschehen in der Bundesrepublik. Dafür schätzen sie die DDR umso niedriger ein: dort sei man aus Minderwertigkeitsgefühlen noch stalinistisch. Die Polen, die so sprächen, seien aber durchaus Anhänger der kommunistischen Regierung Polens: Der polnische Staat stehe im Mittelpunkt ihres Denkens, er sei nun einmal der Staat Gomułkas! Keiner der Studenten — fast lauter Leute der Oktober-Revolution — sei restaurativ eingestellt, alle dächten sozialistisch — jedenfalls wollten sie nicht mehr das Polen von einst.

Ich habe den Studenten vorgeschlagen, dafür einzutreten, daß jedes Jahr eine Delegation deutscher Studenten nach Auschwitz pilgern solle.

Ich habe meine Vorlesung gehalten. Es waren wenig Studenten da, dafür aber recht viele Leute aus der Intelligenz, sogar einige Offiziere. Man war sehr freundlich zu mir, schon bei der Begrüßung, aber noch mehr am Schluß der Vorlesung. Ich habe sie mit einem Bekenntnis eingeleitet³.

Anschließend saß ich mit einigen Professoren zusammen. Fast alle waren „Galizianer“ und auf eine sehr deutsche Weise gebildet. Viele darunter waren Rechtsgeschichtler. Auch hier war das Gespräch fruchtbar. Dabei haben alle diese Leute durch die Deutschen Teile ihrer Familien verloren! Sie wünschen vor allem wissenschaftliche Beziehungen zu ihren deutschen Kollegen. Man ist hier offenbar im Forschungs- und Lehrbetrieb noch ganz und gar westlich. So untersucht einer dieser Herrn, zusammen mit einem deutschen Kollegen, die Akten der Schlesisch-Polnischen Konzilien.

Anschließend haben wir eine Rundfahrt durch Warschau gemacht, vor allem durch die Viertel an der Weichsel. Schön ist das Stadion. (90.000 Sitzplätze!)

Zu Mittag aß ich mit einer Reihe von Professoren — Mitglieder des Zentralkomitees und des Politbüros. Ich saß zwischen dem Vizepräsidenten des Sejm und Professor Adam Schaff, dem Philosophen der KP und Mitglied des Zentralkomitees. Ich war wieder erstaunt, wie gut diese Leute Bescheid wissen. Sie kennen die Besetzung der deutschen Lehrstühle besser als ich und haben einen unbändigen Appetit auf neue deutsche wissenschaftliche Literatur. Schaff interessiert sich besonders für marxistische Literatur aus der Zeit vor dem Kriege, und die Methoden unserer Parteischulung. Er war sehr betrübt zu hören, daß es so etwas nur im kleinen Einmaleins gibt: einstmals sei doch die deutsche Sozialdemokratie eine Partei von Intellektuellen gewesen.

Alle diese Leute sind durch die deutsche wissenschaftliche Schule gegangen, wenn auch in ihrer österreichischen Form. Welches Kapital haben wir da vertan!

³ Der Wortlaut des Bekenntnisses folgt diesem Tagebuch. Es wurde zum ersten Mal am 12. März 1958 von Hansjakob Stehle in der FAZ im vollen Wortlaut veröffentlicht.

Anschließend ging ich zu Herrn Morawski, dem Vorsitzenden des Auswärtigen Ausschusses des Sejm und wichtiges Mitglied des Politbüros. Er ist ein junger Mann, der bei Kriegsbeginn Student der Biologie war und vom Kriege überrascht wurde. Er hat sich als Partisanenführer im Verband der KP ausgezeichnet. Man sieht ihm an, daß er kämpfen kann und weiß, was er will. Er hat fast etwas Schwäbisches an sich: breite Schultern, die tragen und stoßen können, eine gefurchte Stirn, hinter der sich Gedanken verbergen, die lange Zeit zum Reifen brauchen. Zunächst war er offenbar mißtrauisch. Er war zurückhaltend und lauernd, als wolle er mich hinter dem Busch vorholen. Dann wurde er warm und ganz geöffnet.

Auch dieser Mann will, daß unsere beiden Völker miteinander ins Reine kommen. Er weiß um die Schwierigkeiten und sieht eine davon im polnischen Nationalismus. Er weiß aber auch um die gemeinsamen Interessen auf den entscheidenden Gebieten. Er hat mich nicht auf die Oder-Neiße-Linie angesprochen. Er wollte viel über die arbeitenden Klassen in der Bundesrepublik wissen. Er weiß über recht vieles gut Bescheid, beurteilt aber manches nach dem 08/15-Schema der DDR.

Er ist, wie die meisten meiner bisherigen Gesprächspartner, davon überzeugt, daß die Welt um einiges verändert werden wird, wenn es Labour und SPD gelingen sollte, bei den kommenden Wahlen zu siegen.

Morawski regt an, daß polnische Gelehrte zusammen mit deutschen ein Lesebuch über die Entwicklung der deutsch-polnischen Beziehungen schreiben. Weiter meint er, man solle sich häufiger besuchen. Er möchte gerne, daß gemeinsame Seminarien abgehalten werden.

Ich hatte wieder einmal Gelegenheit zu spüren, wie gut diese Leute über uns orientiert sind. Morawski kannte meine Rede vom 23. Januar⁴. Sogar die Fragen, die ich an Adenauer gerichtet hatte, waren ihm geläufig. Man sollte Morawski vor der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik sprechen lassen.

Um 20.00 Uhr ging ich ins Auswärtige Amt, um den stellvertretenden Außenminister Naszkowski zu besuchen. Er empfing mich zusammen mit dem Leiter der Deutschlandabteilung. Naszkowski ist ein sehr zurückhaltender Mann, der es mehr darauf anlegte, mich sprechen zu lassen, als selber zu sprechen. Nach den ersten Fragen, wie es mir in Warschau gefalle, schnitt er direkt das Problem der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen beiden Regierungen an. Der Plan von Scherpenbergs stieß auf eisige Ablehnung. Ein Übergangsstadium sei nicht annehmbar, lieber wolle man warten, bis wir uns imstande fühlten, normale Beziehungen aufzunehmen.

Wichtiger aber als diplomatische Beziehungen sei das Schicksal des Rapacki-Plans. Unsere Regierung habe auf das Memorandum nur sehr formal geantwortet. Man hoffe auf eine substantiellere Antwort. Es habe keinen Sinn, wenn die Bundesregierung der polnischen Regierung schreibe, daß es Unrecht sei, daß die Sowjetunion die Wiedervereinigung Deutschland verhindere. . . Man habe der Bundesre-

⁴ Am 23. Januar 1958 fand eine außenpolitische Debatte im Bundestag statt, ausgelöst durch eine Große Anfrage der FDP und einen Antrag der SPD. Die Bundesregierung lehnte in dieser Debatte die Vorschläge des polnischen Außenministers Rapacki ab.

gierung angeboten, in Stockholm die gegenseitigen Botschafter verhandeln zu lassen, man sei auch bereit, in Bonn oder in Warschau zu verhandeln.

Die Äußerungen Franz Josef Strauß' beunruhigen sehr. Wenn wir „Matadore“ kauften, würden die Mächte des Warschauer Paktes dasselbe tun, dann sei es natürlich mit weiteren Verhandlungen aus. Dann sei ein Tor zugeschlagen, das kaum mehr zu öffnen sein werde. Die Wiedervereinigung müsse man dann wohl endgültig abschreiben.

Ich fragte, was wir nach seiner Meinung hier noch tun könnten. Die Auslösung einer Volksbewegung schein ihm das einzige Mittel zu sein, wenngleich eine solche die Regierung nicht daran hindern könne, ihr Vorhaben auszuführen.

Am Abend hatte ich ein langes Gespräch mit dem Korrespondenten der FAZ, Hansjakob Stehle, der ein recht guter Mann zu sein scheint. Abends saß ich mit Turski, Lachs und Sawicki zusammen. Lachs ist ein erstklassiger Mann; seine Rede ist voll Understatements. Er gibt sich ganz und gar à la Kennan. Er ist ein Westler durch und durch. Er weiß dies und betont wohl darum immer wieder, daß er Marxist und Kommunist sei. Viel scheint er mir von Karl Marx nicht zu verstehen, dafür um so mehr von angelsächsischer Jurisprudenz. Wir gingen zusammen die Problematik des Rapacki-Plans durch. Er sieht die Dinge wie ich. Auch er ist überzeugt, daß mit dem Ankauf von „Matador“-Raketen alles zu Ende ist.

Die Gipfelkonferenz beschäftigt ihn sehr. Er erhofft sich davon eine Initialzündung, die den Rahmen für normale diplomatische Beziehungen abgeben könne.

Sehr böses Blut macht der Ritterschlag Adenauers zum Deutsch-Ordensritter (Kreuzritter!). Man sieht darin eine Demonstration gegen Polen. . . Fast jeder meiner Gesprächspartner hat mich darauf angesprochen.

Strauß ist auch hier der Mann, den man fürchtet. Er sei zu „bayrisch“. Worunter man offenbar die Gewohnheit des Spielens mit dem Steckmesser versteht.

Anschließend mit Stroynowski und seiner Frau im „Krokodil“, einem alten Weinkeller am Alten Markt. Gemäßigter Jazz mit Tangoschmalz und gelegentlichem Schlagzeuglärm. Tanzende Paare, sehr Wange an Wange. . . Man trank Wein und aß Lachs. Alles ist irrsinnig teuer.

Das Publikum waren Taxifahrer, sogenannte Unternehmer der Privatinitiative, Baustoffhändler und schlichte Schieber. Alle schienen viel Geld zu haben und sahen recht grob und ungeschliffen aus. Ihre Mädchen waren gewandt, an Kleidung armselig, aber bei aller Dürftigkeit schick. Es ging gar nicht baccantisch zu, obwohl einige betrunken waren, aber sie waren es auf die stiere Weise. Herr Stroynowski erlitt einen Herzanfall. Ich kam gegen 2.00 Uhr nach Hause.

Mittwoch, 12. März 1958: Der Dolmetscher, der mir im Sejm assistiert hat, kam in mein Zimmer: „Es sei ihnen zu Ohren gekommen, daß man mir in der DDR bei der Durchfahrt Schwierigkeiten machen werde. In der WELT sei eine Notiz erschienen, wonach die Polnische Militärmission mir das Durchreisevisum besorgt habe, damit ich die DDR nicht anzuerkennen brauche.“ Ich erkläre, in Ruhe abzuwarten, was da geschehe. Einen Umweg werde ich nicht machen, meine Papiere seien in Ordnung.⁵

⁵ Carlo Schmid fuhr nicht mit seinem Fahrzeug durch die DDR zurück, sondern flog am 15. März 1958 über Kopenhagen nach Bremen.

Abfahrt um 9.00 Uhr nach Krakau. Es hat geschneit. In den Vororten Warschaus herrscht lebhaftere Neubautätigkeit. Man stellt große Kästen hin. Sie liegen weiter auseinander als in der Stadt und sind darum nicht schlecht anzusehen.

Zunächst ist das Land ganz eben. Die Bauern scheinen weniger arm zu sein, als westlich Warschaus. Doch sind die Häuser noch recht klein. Sie sind alle aus Holz und mit Stroh gedeckt. Alle sind blau gestrichen, angeblich weil dann die Mücken fernbleiben. Die Häuser stehen oft in recht reizvollen Gruppen beieinander. Überall hantieren dick in wattierte Mäntel verummte Männer und Frauen in großen Umschlagtüchern. Viele Pferdeschlitten sind mit Stroh und Holz beladen.

Einige Städtchen. Überall ein großer Platz, der den Bauern erlaubt, am Markttag ihre Karren auffahren zu lassen. Heute scheint der Tag zu sein, an dem das Stroh abgeliefert werden muß. Die Menschen hier sehen ein wenig rüder aus als im Westen, aber dies mag am kalten Wetter liegen, das ihrem Aussehen den Charakter des Grimmigen gibt.

Radom haben wir umfahren. Hinter Kielce sehen wir eine Ritterburg, finster und steil, hochgetürmt aufragen. Das Land wird bergig. Wir steigen auf etwa 300 m über Meeresspiegel an. Nun setzt ein Schneesturm ein. Die Straße verschwindet unter Verwehungen. Autos bleiben stecken. Selbst schwere Lastwagen müssen freigeschaufelt werden. Sawicki will trotzdem weiterfahren. Schließlich überreden wir ihn doch, es anders zu versuchen. Mit Mühe machen wir kehrt und kommen zur nächsten Bahnstation. Wir bekommen einen Personenzug mit Speisewagen, in dem wir uns bequem zum Essen niederlassen. Gegen 17.00 Uhr kommen wir in Krakau an.

Wir haben die Stadt besichtigt. Es ist erstaunlich. Eine echte Königsstadt: Palazzi des 17. und 18. Jahrhunderts, in denen die Magnaten residierten. Bürgerhäuser im italienischen Stil; mancher Straßenzug könnte in Sienna stehen, doch hat alles ein spezifisches Aussehen. Inmitten der Stadt ein riesiger Platz mit freistehenden Tuchhallen (19. Jahrhundert) und einen Sturmglockenturm (15. Jahrhundert) — ein großartiger Anblick mit den Lichtern ringsum, die im Schnee widerleuchten. Das Straßenbild ist sehr lebhaft. Studenten scheinen die Straße zu beherrschen. Man sieht sympathische Gesichter. Alles paßt in die Szenerie des „Bettelstudenten“.

Großartig ist die Marienkirche. Der Veit-Stoß-Altar ist ein Wunder. Ich habe soviel Altargroßartigkeit noch nie gesehen. Die Restauration scheint geglückt zu sein. Wie schön treten diese Schnitzereien hervor, wenn man den Mut zur Farbe hat! Freilich glaube ich nicht, daß der blaue Hintergrund ehemals so blau gewesen ist. Auch der übrige Schmuck der Kirche ist reich und großartig. Überall lagen Beter auf den Knien, auch Soldaten. Zuletzt gingen wir um den Wawel herum. Eine ragende Königsburg.

Um 20.00 Uhr gab die juristische Fakultät mir ein Essen. Die Professoren haben sehr gute Gesichter. Sie sind sehr europäisch und sehr k.u.k. Die Belesenheit in der deutschen Fachliteratur ist erstaunlich. Diese Menschen scheinen nach lebendigem Kontakt mit den deutschen Fakultäten zu lechzen.

Ich habe eine Ansprache gehalten, ähnlich dem Vorspruch zu meiner Warschauer Vorlesung.

Es gab gute Gespräche. Fast alle diese Männer haben im KZ gegessen. Keiner hat einen Vorwurf erhoben. Man hat Grund sich beschämt zu fühlen.

Diese Männer sind alles andere als Kommunisten. Einige sagten mir, sie hätten noch nie in einer Vorlesung oder in einem Buch die Namen Karl Marx oder Stalin erwähnt — aber alle stehen vorbehaltlos hinter Gomułka, einfach weil sie in ihm den einzigen Mann sehen, der zur Zeit den polnischen Staat führen kann, vor allem wegen der drückenden Nachbarschaft der Sowjetunion und Deutschlands.

Darum haben diese Männer im Oktober vor zwei Jahren ihre Studenten abgewiegelt. „Nichts sagen und nichts tun, was dem Vaterlande schaden könnte und alles zu Heftige könnte ihm schaden.“

Die Grenzfrage ist für diese Leute kein Problem. „Nur mit physischer Gewalt könnte man uns wegnehmen, was wir haben.“ Man argumentiert wie folgt: „Infolge des Hitler-Krieges haben wir Ostpolen verloren; wir brauchen die Kompensation auf Kosten Deutschlands, das diesen Krieg zu verantworten hat, wenn wir leben wollen. Die Westmächte haben der Wegnahme Ostpreußens zugestimmt, sie können uns daher schon vom Moralischen her nicht zumuten, auf irgendetwas zu verzichten, das wir im Westen bekommen haben.“

Besuch auf dem Wawel. Die Königsburg ist großartig in ihrer Sprödigkeit. Der Renaissancehof ist einer der schönsten Schloßhöfe, die ich kenne: leicht geschwungene Arkadenlauben in drei Stockwerken übereinander, das oberste sehr hoch und ganz luftig. Die Innenräume sind prächtig und doch wohnlich. Man merkt, daß eine Sforza Gattin des Erbauer-Königs war. Die Kassettendecken sind sehr schön und reich. Von allen Fenstern hat man einen herrlichen Ausblick auf Stadt und Strom. Überall stehen Rüstungen sarmatischen Stils herum. Eine kleine Bildersammlung stammt aus Magnatenbesitz. Etwas Besonderes ist nur „La Belle Ferronnière“ von Leonardo. Hübsch sind auch einige kleine Siennesen. An den Wänden flämische Gobelins und Bilder von Königen und Magnaten. Interessant ist, wie von Mitte des 16. Jahrhunderts bis Mitte des 18. Jahrhunderts die sarmatische Mode grassiert. Vorher ließen sich die Herrn in der normalen europäischen Tracht der Zeit porträtieren, nachher auch. In den Jahrhunderten dazwischen liebten sie es, in einer halb tartarischen Tracht dargestellt zu werden (rasierte Köpfe, hängender Schnurrbart, Pelzverbrämung, krummer Türkenäbel). Der Sarmatismus wurde während der Romantik von Polen neu belebt: man stellte den „Sarmatenschnurrbart“ gegen den „deutschen“ Puderzopf. Es muß eine Art von Turnvater-Jahn-Stimmung gewesen sein.

Sehr schön ist der Audienzsaal. Er ist ganz hell mit einem gemalten Fries allegorischen Charakters unter der Kassettendecke. Von dieser starren rund 30 allegorischen Charakteren unter der Kassettendecke. Was mögen sie wohl bedeuten? Volksholzgeschnitzte Köpfe auf den Besucher. Gestalten der Sage? Der große Senatssaal ist sehr schön. Er ist ausgeschlagen mit dem Zelt des Großwesiers, das 1683 vor Wien erbeutet worden ist. Ringsum hängen von der Decke Nachbildungen von Fahnen des deutschen Ritterordens, die bei Tannenberg (1410) erbeutet worden sind. Dieser Sieg spielt eine unglaubliche Rolle im Geschichtsbewußtsein der Polen. Sie sehen es an, wie ein Grieche Marathon angesehen haben muß.

Daß Konrad Adenauer sich zum Deutsch-Ordens-Ritter hat schlagen lassen (Kreuzritter . . .) hat schlimmere Folgen für die Einstellung der Polen zur Bundesrepublik als manche bewußt unfreundliche Handlung sie haben könnte.

Die Kathedrale auf dem Wawel ist sehr eindrucksvoll, vor allem durch die

Königsgräber. Ein Bischofsgrab ist von Peter Vischer: Bronzeplatten mit Hochreliefs höchst lebendiger Prägung. Andere Gräber sahen aus wie Plastiken in Bamberg. Das Ganze ist ein sehr würdiges nationales Pantheon. Am Grab Piłsudskis wurden wir vorbeigeführt. Die Polen scheinen den einstigen Vater des Vaterlandes nicht mehr zu mögen.

Von dort gingen wir zum Collegium Majus, der alten Universität von 1364. Das ist ein gotischer Bau, der sich im Viereck um einen Renaissance-Cortile erstreckt. Der Hauptraum ist eine kleine, aber sehr würdige Aula, die Rektorenbilder schmücken. Die übrigen Räume waren offenbar Professorenwohnungen. Heute stehen dort astronomische Instrumente, die an den einstigen Studenten Kopernicus erinnern sollen. Im übrigen stehen einige alte Möbel dort und kann man sehr schöne Gitter sehen, die die Schatzkammer verschließen. Das Ganze ist sehr eindrucksvoll und würdig, vielleicht gerade wegen seiner großen Einfachheit.

Anschließend war ein Empfang durch den Senat der Universität in der neuen Aula. Ich wurde herzlich begrüßt. Ich habe nach Wiederholung des in Warschau Gesagten über die Prinzipien gesprochen, auf denen das Grundgesetz aufgebaut ist. „Der Mensch als das Maß der Verfassung“. Liberté, Egalité, Fraternité . . .

Anschließend gab es einen Ehrentrunk. Mein Tischnachbar war Professor Ehrlich, der 1928 in dem Danziger Eisenbahner-Prozeß vor dem Internationalen Gerichtshof in Haag polnischer nationaler Richter war. Er hat mich wiedererkannt. Er ist jüdischer Abstammung, aber heute ein besonders feuriger Katholik, der Stunden des Gebets in der Marienkirche verbringen soll. Er war im KZ und ist dort schwer gefoltert worden. Seine Tochter ist Ursulinerin und war mit ihrem Bruder ebenfalls im KZ. Professor Ehrlich ist ein ausgesprochener Nationalist, wenn auch in einer urbanen, sehr österreichischen Form.

Es wird immer deutlicher, daß die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie durch uns die Natur der Beziehungen der Polen zu uns um 180 Grad verändern könnte. Vielleicht käme das dem heutigen Regime gar nicht zu pass!

Dann ging ich in die Jagolienische Bibliothek. Es ist ein schöner Neubau, der sehr zweckmäßig eingerichtet ist. Die Säle waren voll Studenten. Man sieht, daß es Bauernmädchen und Bauernburschen sind. Alle arbeiten offenbar mit einem Bienenfleiß. Nichts davon sieht bolschewistisch aus; wie bieder sahen diese Mädchen aus! Wie bescheiden sind ihre Kleider und wie rührend die Zöpfe, die viele von ihnen tragen!

Schließlich zeigte man uns schöne Handschriften und Illuminationen, frühe Wiegendrucke, der älteste von 1477. Alle diese Bücher sind in Krakau gedruckt worden. Eine stolze Vergangenheit!

Peinlich war es für uns, zu hören, daß ein Professor F r e y Graphiken entwendet hat und offenbar auch Teile des Universitätsschatzes. Ich habe mir die Daten geben lassen und will nachforschen.

Eine Ausstellung zur Biographie Joseph Conrads hat mich sehr bewegt.
Gegen 16.00 Uhr gegessen.

Immer wieder kommt die Besorgnis vor dem Revisionismus hoch. Man weist auf die „Soldatenzeitung“ und Publikationen obskurer Verlage.

Gegen Abend wieder in der Marienkirche. Wie schön, wie fromm ist dieses Volk!

Abends Fahrt nach Nowa-Huta. Hier hat man ein Kombinat aus dem Boden gestampft, eine imposante Leistung. Aber vielleicht ein wenig zu schnell geplant: schon fehlt es am Wasser!

Einführung von Carlo Schmid in seine Warschauer und Krakauer Vorlesungen

Eure Magnifizenz, Eure Spektabilitäten, meine Herren Professoren, Kommilitonen, meine Damen und Herren,

von einem Katheder dieser erlauchten Universität lehrend das Wort zu ergreifen, ist für einen Deutschen nicht möglich, ohne zuvor zu sagen, welche Gefühle ihn bewegen — weiß er doch, daß er in einem Lande spricht, dem von Menschen seines Volkes unendliches Leid zugefügt worden ist, in Verbrechen ohne Zahl.

Wenn es eine Kollektivschuld im strafrechtlichen Sinne des Wortes auch hierbei nicht geben kann, so weiß jeder redliche Deutsche, daß die an Polen begangenen Untaten auch auf seinem Gewissen lasten — auch auf dem Gewissen dessen, der mehr als ein Jahrzehnt seines Lebens damit zugebracht hat, die Herrschaft des Unmenschen zu bekämpfen. Er weiß auch, daß, was in Ihrem Lande geschehen ist, durch nichts aufgerechnet werden kann.

Solche Untaten können nicht vergessen werden — sie dürfen vor allem nicht von denen vergessen werden, in deren Namen sie begangen worden sind.

Vielleicht können sie vergeben werden, aber darum darf man nicht einmal bitten. Vergebung ist ein freies Geschenk dessen, der gelitten hat. Aber vielleicht können wir nach dem Schrecklichen versuchen, miteinander am Aufbau einer Welt zu arbeiten, die so stark im Guten ist, daß es unseren Kindern unmöglich sein wird, überhaupt zu begreifen, daß einmal geschehen konnte, was wir als Wirklichkeit erlebten.

Ich deute den Umstand, daß Ihre hochberühmte Universität, die Anführerin so vieler Kämpfe für Freiheit und Würde des Menschen mich eingeladen hat, diese Vorlesung zu halten, als einen großmütigen Schritt auf diesem Wege, als ein Zeichen der Menschlichkeit, das sich den vielen Ehren hinzufügt, die Ihr Ruhm sind.